



(Nachdruck verboten.)

Hinaus in die Welt.

3]

Roman von D. Elster.

An der Gartentforte, die auf den Wiefenpfad hinausführte, blieb Reinhold noch einmal ſtehen. Wie schön war hier die Welt! Ueber dem Wiefenthal, durch welches mit leiſem Murmeln der von Erlen und Weiden umſäumte Bach rauſchte, wallten leichte Nebelgeſtalten in langen, ſchleppenden, ſilbernen ſchimmernden Gewändern.

Jenſeits des Thales erhob ſich dunkel der Saum des Hochwaldes, deſſen kühlere Athem erquickend herüberwehte. Höher und höher thürmte ſich dann das Gebirge auf, bis es in dem Kronberge ſeine höchſte Erhebung fand, deſſen gewaltige Wölbung gleich der Kuppel eines Kieſendomes ſich ſcharf gegen den monderhellten Himmel abhob. Und an den Bergen dieſſeits des Wiefenthales kletterten die Straßen und Gäßchen des Städtchens empor. Wie freundliche Augen leuchteten die erhellten Fenſterchen der alterthümlichen Häuser durch die Nacht. Einer dunklen, vielfach zerklüfteten Felsmaſſe gleich ſtarrete das ſchweigend und ſtill daliegende fürſtliche Schloß gen Himmel, gegen den ſich die Konturen der Zimmer, Erker und Dächer ſcharf untriften abzeichneten. Jahrhunderte mit ihren Stürmen und Wettern waren über dem alten Schloß und dem alten Städtchen dahingegangen; Jahrhunderte hatten die Mauern des Schloſſes zerbröckelt und ergrauen gemacht und hatten die Niſſe und Spalten, die Thürme und Erker dann mit dem freundlichen Grün des Weins, der Kletterroſen und dem ernſten Dunkel des Epheus überſponnen. Jahrhunderte hatten die Häuſerchen in der Stadt niedergedrückt, die Balken verbogen und die Dächer gekrümmt. Glück und Leid hatten Stadt und Schloß gemeinſam getragen. Glück und Leid hatte in den kleinen Häuſern und in dem trutzigen Schloß gewohnt, Glück und Leid, wie in dem Herzen eines jeden Menſchen, mochte er auf der Höhe des Lebens oder im tiefen Schatten der Armuth wohnen.

Und wem es zu eng wurde in der kleinen winkligen Stadt, der ſloh hinaus in den herrlichen Wald, in die Einſamkeit der Berge und mitleiſdsvoll legte die Natur ihre ſanfte Mutterhand auf das wunde Herz.

Ja, auch Reinhold wollte ſich in die Natur flüchten! In ihr wollte er ſein Leid vergeſſen. In ihr wollte er Troſt und Erquickung ſuchen. Er athmete tief auf und warf die Büchſe mit energiſcher Bewegung über die Schulter. Schon hatte er die Pforte geöffnet, da ſah er einen Schatten durch den monderhellten Garten huſchen, ein Ausruf der Ueberräſchung entſchlüpfte ſeinen Lippen. Milly ſtand vor ihm.

„Du, Milly?!“

„Ja, Reinhold, — ich — ich konnte Dich nicht ohne Abſchied gehen ſehen — ich wollte Dir Lebewohl ſagen — denn ich weiß, weshalb Du ſo raſch fortgingſt — weshalb Du nicht wiederkommen wiſtſt . . .“

„Weshalb ſollte ich wiederkommen, Milly?“ fragte er mit bitterem Lächeln. „Wenn Du weißt, was mich fortreibt, muſt Du ſo laſſe mich gehen, mich in die Einſamkeit des Waldes zu vergraben. Lebewohl . . .“

„Reinhold!“

Ihre Stimme erbebte. Sie ſtreckte ihm die Hände bittend entgegen. Er ergriff dieſe ſchnell und es war ihm, als ſollte er ſie an ſich ziehen und mit hinaus nehmen in den Wald, ſie verbergen vor der Welt, der drohenden gefahrloſen Welt mit ihrem eillen Glanz, mit ihrem lockenden Ruhm und Reichthum, doch dann erinnerte er ſich wieder ihrer blihenden Augen, ihrer heißen Wangen bei dem Geſpräch mit Doktor Hartung und er ließ ihre Hände ſinken. Wenn ſie ihn jemals geliebt, heute Abend hatte er ſie verloren, denn der Dämon der Welt, der Ehrgeiz, hatte von ihrem Herzen Befitz genommen.

„Lebe wohl, Milly, und werde glücklich,“ flüſterte er mit brechender Stimme, „ich werde Dich niemals vergeſſen.“

Raſch ſtieß er die Gartentforte auf und trat hinaus in das Freie. Ohne ſich umzuwenden, ſchritt er den ſchmalen Wiefenpfad dahin. Die Nebelſchwaden umwallten ihn, vor ihm flüſterte und rauſchte der Wald, ſein Wald, über ſeinem Haupte ſtrich eine Gule mit lautloſen Flügelſchlag dahin und ließ ihren melancholiſchen, unheimlichen Ruf erſchallen — er ſah nicht zurück und tauchte nieder und verſchwand in dem dichten Nebel, der über dem Wiefenthale lagerte.

Mit ſtarren Augen ſah Milly ihm nach. Es ſchien ihr, als verſinke er in ein endloſes Meer, das ihn in ſeinen wallenden Fluthen begrub. Sie ſtreckte die Hände aus, ſie wollte ſeinen Namen ruſen, ein Krampf preßte ihr Herz zuſammen und erſtichte ihre Stimme. Jetzt war er verſchwunden. Ihre Hände ſanken ſchlaff nieder und mit tief gebeugtem Haupte kehrte ſie in das Haus zurück.

Drittes Kapitel.

Milly Sander ſtand auf der großen Treppe, welche zu dem Potsdamer Bahnhof in Berlin hinaufführte, und ſah mit erſtaunten Augen auf das vorüberſtuhende Leben der Weltſtadt.

So großartig, ſo gewaltig, ſo betäubend hatte ſie ſich dieſes Leben und Treiben nicht vorgeſtellt. Gleich einem ſturm-erregten Meer ſtuhete es vorüber, Welle auf Welle, die ſich einander zuvorkommen zu wollen ſchienen, lärmend, gellend, freiſchend, pfeifend und ſchreiend. Ueber dem gewaltigen Häuſer- und Menſchenmeer lag ein immerwährendes dumpfes Brauſen und Toſen, wie das Geräuſch einer fernen Brandung, von dem ſich einzelne Töne ſcharf und grell abhoben. Menſchenwelle auf Menſchenwelle! Wagen auf Wagen — hochbeladene Equipagen mit feurigen Roſſen, wackelnde Droſchken mit armseligen Säulen. Männer der harten, täglichen Arbeit mit herben, trozigen Geſichtern, arme, in Lumpen geſüllte Weiber, hungernde Kinder an der Hand führend, modisch gekleidete Damen, die den ſpigen- beſetzten Rock zierlich aufhoben, daß er nicht mit dem Schmutz der Straße in Berührung kommen ſollte; elegante Herren, ſüßerhafte Jünglinge, Soldaten, Offiziere, Knaben und Mädchen,

Kinder und Erwachsene, Arme und Reiche, Glende und Glückliche — Alles das schob sich an dem staunenden erschreckten Auge des jungen Mädchens wie in einem großen, ungeheuren Kaleidoskop vorüber und betäubte ihre Sinne und entmuthigte ihre Seele.

In dieses Meer wollte sie sich hineinstürzen? Auf diesen sturmgepeitschten, durch alle menschlichen Leidenschaften aufgewühlten Bogen sollte fortan der Rahn ihres Lebens dahin segeln? Hier in diesem Gewühl sollte sie ihre Künstler-schaft finden, sollte ihre Seele mit jenen heiligen Schauern erfüllt werden, welche die Weihe der echten und wahren Kunst bedeuten?

Vor ihrer Seele tauchte die stille, mondburchglänzte Sommernacht auf, in der sie von Reinhold Heilborn, dem Jugendfreunde, Abschied genommen. Die Schauer, welche damals ihre Seele durchzittert, sie waren reiner, heiliger, tiefer und ergreifender gewesen, als die erstarrenden Empfindungen, welche beim Anblick dieses Getümmels da zu ihren Füßen ihren Geist und ihr Herz mit Schrecken und einer unbestimmten Angst erfüllten. Wie ein lähmender Bann wollte es sich auf sie legen. Eine Muthlosigkeit beschlich sie, sie wäre am liebsten heimgekehrt zu dem freundlichen Elternhause, zu dem stillen Wiesenthale.

Da erkönte die Stimme ihrer Mutter hinter ihr und hastig aufathmend wandte sich Milly um. Die Frau Rath kam in Begleitung des Doktors Hartung, welcher die Damen nach Berlin gebracht hatte, durch die große Halle rasch daher. Sie befand sich in größter Aufregung, sie hatte den Gepäckschein nicht finden können; nach langem Suchen fand sie ihn endlich in einem Winkel ihrer Tasche zusammengeknüllt wieder.

„Das ist ja ein entsetzlicher Pärn hier,“ seufzte die würdige Dame, sich erschreckt und geängstigt umsehend.

„Ja, meine liebste Frau Rath,“ lachte Doktor Hartung, „wir sind in Berlin und nicht mehr in Hennigerode. Hier heiß's Kopf hoch halten und die Arme und Ellbogen tüchtig gebrauchen, daß man nicht unter die Füße kommt.“

„Mein armes Kind, meine arme Milly . . .“

„Bah, Frau Rätthin, an das Leben und Treiben gewöhnen sich die Nerven sehr bald und dann schwimmt man vergnügt und munter in dem Menschenstrom mit.“

„Weshalb sind Sie eigentlich nicht in Berlin, Herr Doktor? Sie gehören doch hierher.“

„Thu' ich auch, meine beste Frau Rätthin,“ lachte der Rechtsanwalt. „Habe es auch einige Jahre hier versucht und werde gewiß einmal hierher zurückkehren. Aber meine Stellung und Beschäftigung bei der fürstlichen Kammer in Hennigerode bringt mir ein sicheres und bequemes Einkommen . . .“

„Ja, ja, ich weiß es. Viele Ihrer Kollegen werden Sie darum beneiden.“

Doktor Hartung lachte ein spöttisches Lachen.

„Aber da steht ja unsere angehende Künstlerin,“ fuhr er fort, auf Milly rasch zutretend. „Wahrhaftig, verschüchtert wie eine Taube, die sich verklogen hat. Nun, Fräulein Milly, das giebt sich bald. Kommen Sie — dort am Ausgang wartet bereits unsere Droschke. Wenn Sie erst bei meiner Schwester gemüthlich vor einer Tasse Kaffee sitzen, dann legt sich die Nengstlichkeit, welche Sie bei dem Anblick des Treibens auf der Straße da befallen hat.“

„Wohnt Ihre Frau Schwester weit fort?“

„Nein, Potsdamer Straße, nahe dem Konservatorium. Darf ich bitten?“

Damit öffnete er den Schlag der Droschke und ließ die Damen einsteigen. Dann rief er dem Kutscher Straße und

Gausnummer zu, stieg selbst ein und schloß mit lautem Krach die Thür.

Vorwärts rumpelte die Droschke und wand sich durch das Gewühl der Wagen auf dem Potsdamer Platz und der Potsdamer Straße mit einer Geschicklichkeit, welche die Frau Rath und Milly in Erstaunen setzte. Ost glaubte die gute Frau Rath, daß sie mit einem anderen Wagen zusammenfahren müßten, und sie fuhr mit einem leichten Schrei empor. Aber haarföhrhaft stets fuhren die Wagen an einander vorüber, daß sich die Räder fast zu berühren schienen.

Dann hielt der Wagen vor einem großen, vier- bis fünfstöckigen Hause. Doktor Hartung sprang heraus und half den Damen beim Aussteigen.

„Wollen Sie uns das Gepäc zu Frau Rautmann im dritten Stock besorgen, lieber Mann?“ wandte sich der Doktor an den Portier des Hauses, welcher aus seinem kleinen Fenster blickte.

„Gewiß, Herr!“ entgegnete er, „das ist ja mein Geschäft.“

Sein rothes Gesicht verschwand und bald darauf tauchte die schwere, feiste Gestalt des Portiers auf dem Hausflur auf, um die Gepäcstücke in Empfang zu nehmen.

„Wohl wieder 'ne Musikschülerin, das junge Fräulein da?“ fragte er den Doktor.

Dieser nickte flüchtig und führte die Damen die teppichbelegten Treppen hinauf, bis sie an eine Thür kamen, an der sich ein Schild mit der Aufschrift befand: „Frau Meta Rautmann geborene Hartung, Pension für In- und Ausländer.“

Auf das Klingeln öffnete ein sauber gekleidetes Dienstmädchen.

„Frau Rautmann zu Hause? Mein Name ist Doktor Hartung.“

„Ach, der Herr Doktor! Frau Rautmann erwartet die Herrschaften. Wollen Sie bitte hier eintreten. Ich werde Frau Rautmann sofort benachrichtigen.“

Erstaunt blickten sich die Rätthin und Milly in dem elegant ausgestatteten Salon um.

Hier sah Alles so gebiegen, so vornehm, so neu aus. Die schweren Blüchsessel, das hochlehniqe Paneelsopha, die Silber in den breiten Goldrahmen, der dicke Simprnateppich; unter einem Pensionate hatten sich die Damen von Hennigerode etwas ganz Anderes gedacht; dies hier war ja fast so schön und vornehm wie auf dem Schloß von Hennigerode.

Die Flügelthür öffnete sich und eine große starke Dame von einigen vierzig Jahren rauschte herein. Ihr doppeltes Kinn ruhte fast auf der hochgewölbten Brust, über die eine lange, goldene Uhrkette niederhing. Ein schweres, schwarzes Seidenkleid, das freilich schon Spuren des Alters zeigte, umhüllte ihre starke Figur und rauschte und knisterte bei jeder Bewegung. An den wohlgepflegten, weißen, fleischigen Händen funkelten einige Ringe.

„Ah, meine Damen — Ernst — willkommen in Berlin,“ rief sie mit lauter Stimme, die einen tiefen, männlichen Klang besaß.

„Die Reise glücklich überstanden? Abscheuliches Wetter, nicht wahr? Naßkalt — ja, man merkt es, daß der Herbst gekommen ist. Aber bitte, legen Sie ab und nehmen Sie Platz. Gleich wird der Kaffee kommen — Sie werden gewiß hungrig und durstig geworden sein? — Also das ist unsere junge Künstlerin?“

Die stattliche Dame reichte Milly mit gewinnendem Lächeln beide Hände, hielt Millys Hände fest und betrachtete die schlanke Gestalt des jungen Mädchens mit lächelndem Wohlgefallen. (Fortsetzung folgt.)

Große Wäsche.

Von Lina Fabian.

[Nachdruck verboten.]

Als ich vor Kurzem meine Schwiegermutter besuchte, war die nicht wenig erstaunt über das Aussehen der Wäsche, die ich aus meinem Reiseforbte packte. „Aber Lina,“ sagte sie vorwurfsvoll, „das sieht ja Alles quittgelb aus, in solchem Zustande darf sich doch die Wäsche nicht befinden. Da will ich doch mal die meine dagegen halten.“ Und sie brachte aus dem Wäschschrank einen ganzen Stof Tisch- und Handtücher, Servietten und Ueberzüge herbei und legte sie neben mein Packet. „Na, nun sieh' Dir mal die an,“ triumphirte sie, „die blüthenweiß und die ganz vergraut. Das ist ja wie Tag und Nacht. So kann das doch nicht weiter gehen, Du mußt Dich mehr um Deine Wäsche kümmern und selbst mal nach dem Rechten sehen.“

„Das kann ich ja gar nicht,“ warf ich etwas verschüchtert ein. „Warum denn nicht?“ fragte sie sehr spitz. „Weil wir außer dem Hause waschen lassen,“ erklärte ich. „— Außer — dem — Hause?“ beehrte meine Schwiegermutter und sah mich verständnislos an.

„Nun freilich,“ meinte ich leichtthin, „das ist doch das Beste, alle vierzehn Tage wird die Wäsche abgeholt und die Woche darauf wieder zurückgeliefert.“

„Aber wie,“ stöhnte Mama, „o wie! Ich würde es nicht übers Herz bringen, meine kostbare Wäsche fremden Leuten anzuvertrauen, die damit umgehen, als ob so was nichts gekostet habe. Außerdem würde ich mich geniren, Tischwäsche in solcher Farbe aufzuliegen, bei mir ist dieselbe weiß und nicht crème. Hier bei uns läßt keine Hausfrau außer dem Hause waschen, das würde man für Verschwendung halten. Hier bei uns hat man sein Waschhaus, hier bei uns bestellt man sich eine Waschkfrau, hier bei uns kümmert sich die Frau des Hauses in höchst eigener Person um die Fortschritte des Waschprozesses, deshalb ist die Wäsche hier bei uns so, wie sie sein muß, und nicht wie jenes Häufchen Unglück dort . . .“

Als sie Athem holen mußte, wollte ich etwas erwidern, sie ließ es aber gar nicht so weit kommen, sondern fuhr fort: „Hier bei uns suchen's die Hausfrauen immer so billig wie möglich einzurichten, hier bei uns wird nicht in's Blaue hinein gelebt, hier bei uns frecht sich Jeder nach seiner Decke — aber natürlich Ihr Großstädter . . .“

„Ach weißt Du, Mama,“ suchte ich sie zu beruhigen, „auch wir Großstädter haben's nicht so übrig, wir können das Geld auch nicht zum Fenster hinauswerfen. Wenn Du aber meinst, daß es wirklich um so viel besser und billiger ist, wenn man zu Hause wäscht, so kann ich's ja mal probiren.“

„Das ist recht, mein Kind,“ lobte sie, „die Wäsche ist der Stolz der Hausfrau, mit der muß man umgehen wie mit einem rohen Ei.“

„Nun gut,“ fügte ich hinzu, „da werde ich, sobald ich nach Hause gekommen bin, den Waschboden bestellen lassen.“

„Das Waschhaus,“ verbesserte mich Mama.

„Nein, den Waschboden, liebe Mutter, bei uns befindet sich die Waschküche auf dem Boden.“

„Auf dem Boden?“ staunte sie, „na, das ist ja die verkehrte Welt. Hier bei uns steht das Waschhaus im Hofe, wo auch die Holz- und Kohlenhäuser sind.“

„Die Briquettes lagern bei uns im Keller,“ erklärte ich ihr. „Holz brauche ich fast gar keins.“

„Rein Holz? Ja, aber womit machst Du denn in der Küche Feuer an, womit bratest Du, womit kochst Du?“

„Wir kochen schon längst mit Gas,“ erklärte ich.

Mama war einfach sprachlos. Arme Frau, dachte sie sicher, unter solchen Verhältnissen mußt Du Dein Leben vertruern . . .

Nach meiner Rückkehr bestellte ich den „Dampfwasch-Mann“ ab und beauftragte Anna, zum Portier zu gehen und die Waschküche für den nächsten freien Tag zu belegen. „Wir waschen jetzt hier,“ sagte ich dem Mädchen, „man muß sich ja schämen, wenn man mit solcher Wäsche in die Provinz kommt.“ „Bon's Waschen verachtet ich nich's Meiste,“ warf Anna ein. „Ich lass' eine Waschkfrau kommen, die in der Sache Routine hat,“ meinte ich, „der brauchst Du nur an die Hand zu geben. Das Waschen besorgt die, Du hast nur das zu machen, was sie Dir aufträgt.“

Der Waschboden war für Sonnabend, den 18. Mai frei, er wurde diesen Tag für uns reservirt.

„Nächsten Sonnabend giebt's bei uns große Wäsche,“ sagte ich zu meinem Mann. „Wannen, Leinen, Klammern und so etcetera habe ich schon gekauft, jetzt aber mußt Du mir unbedingt noch 30 Mark geben. Du weißt doch: Jeder Mann muß seiner Frau . . .“

Zuerst hüllte er sich in Schweigen, ich ließ aber nicht locker. „Mama verlangt unbedingt, daß die Wäsche von jetzt ab im Hause besorgt wird,“ fuhr ich fort, „dazu gehört aber gar mancherlei. Es ist nun schon alles Mögliche, wenn ich meine paar Sparrpfennige in den Haushalt stecke, aber mehr kann ich nicht entbehren, ich muß auch an die Badereise denken. Deshalb muß jeder Mann seiner Frau . . .“

„Was zum Kuckuck muß denn nun eigentlich jeder Mann seiner Frau . . .“ fuhr er endlich wüthend auf.

„Jeder Mann muß seiner Frau — eine Bringmaschine kaufen,“ antwortete ich erhobenen Tones. „Das hast Du doch schon einige Tausend Mal im Inseratentheil der Zeitungen gelesen und hättest es längst beherzigen sollen.“

„Fauler Zauber das mit diesen Zeitungs-Inseraten,“ knurrte er. „Was kostet denn so'n Quark.“

„Na, so etwa dreißig Mark,“ erwiderte ich leichtthin.

Er zog sein Portemonnaie und legte drei Zehnmarker auf den Tisch. „Wieder ein neuer Unsinn,“ brummte er. „It's so lange ohne gegangen, würde es auch noch länger so gehen.“

„Aber Mama sagt doch . . .“ warf ich ein.

„Das ärgerte ihn. „Ach was, Mama sagt, Mama sagt,“ rief er, „hier sagt Mama gar nichts, hier habe nur ich was zu sagen.“

Ich lächelte spöttlich, denn ich wußte es besser: bei uns hatte weder Mama, noch er, sondern nur ich was zu sagen!!

* * *

Der große Waschttag war gekommen. Schon am Abend vorher hatte Anna den Kessel geheißt und eingeweicht. Sie hatte eine ganze Waggonladung von Brennmaterial nach dem Boden geschleppt, — das genügt hätte, um drei Oefen zu braten.

Früh um 6 Uhr klopfte mich Anna bei Nacht und Nebel aus den Federn, um 7 Uhr trat die Waschkfrau an. Ich hatte alle Hände voll zu thun, um die Kinder fertig zu machen und das Frühstück herzurichten. Mein Mann behauptete, der Thee schmecke wie gelblich gefärbtes laues Wasser, und klingelte nach dem Mädchen.

„Anna ist mit auf dem Waschboden, Du weißt doch, daß wir heute große Wäsche haben,“ erklärte ich ihm.

„Da hast Du wohl den Thee hergestellt?“ fragte er.

„Na, an dem wirst Du doch hoffentlich nichts auszusetzen haben,“ antwortete ich, „er schmeckt doch ganz gut . . .“ und todesmuthig nahm ich Schluck um Schluck.

„Es schmeckt so schön, daß ich ins Cafe gehen werde,“ höhnte er. „Das is' ne Wirthschaft, — mit den Reinemachefrauen ist's noch nicht genug, jetzt schleppst Du mir noch die Waschkweiber ins Haus, — da kann ich ja gleich im „Goldenen Anker“ wohnen bleiben.“ In sehr übler Laune trat er den Weg ins Bureau an, und auch ich befand mich in einer keineswegs rofigen Stimmung: ich hatte die Theeblätter zwar aus der Büchse genommen, aber vergessen, sie in den Kessel zu werfen, — nun ja, die Eile, die große Wäsche . . .

Jetzt hieß es, die Kinder zu unterhalten. Das war gar nicht leicht, denn sie wollten auch hinauf nach dem Waschboden, um Zeugen der historischen Vorgänge dort oben zu sein. Fünf Minuten las ich aus einem Märchenbuche vor, fünf Minuten spielte ich Eisenbahn, fünf Minuten ließ ich die Puppe schlafen und wieder wach werden, fünf Minuten setzte ich Weide in den Schaukelstuhl. „Num, Kinder,“ fragte ich, um nur mal einen Augenblick Ruhe zu haben, „wollt Ihr sonst noch was?“

„Ja, Mutti,“ riefen Weide wie aus einem Munde, „wir wollen rauf zu Anna'n nach dem Waschboden.“

Inzwischen war ich, — ein weiblicher Käpernick — stets im Schnelllauf geblieben den Korridor entlang nach der Thür. Es klingelte: der Bäckerjunge, die Zeitungsfrau, der Briefträger, der Geldbriefträger, der Steuerheber, der Kohlenmann, der Badetbesteller, der Rohrpostbriefträger, ein Hausfirer, ein Kolporteur, ein Bettler . . . Ich glich einem gehetzten Reh und hatte sogar die Zeitung noch nicht einmal gelesen.

Nun mußte ich das Frühstück fertig machen und im Anschluß daran das Mittagessen kochen. Dann kam mein Mann zu Tisch, der auf's Neue weiblich auf die Waidcherei schimpfte. Schließlich ging's ans Kaffeekochen und endlich an die Beipferstullen . . . Als hierauf Anna und die Waschkfrau

Krach durch Frau lästigen Räder fünf- den im Doktor Fenster n Ge- tauchte auf, ba? pichbe- n der Meta Aus- Dienst- Doktor et die Frau m ele Die Bilder unter etwas d vor- Dame s Rinn lange, Seiden- ihre legung. nsteten Berlin, Klang Bettler, ist ge- Platz. ungtrig junge Rächeln chlante- Wobh-

nochmals den Weg nach dem Boden antraten, waren die Kinder nicht mehr zu halten, sie suchten mit.

Gegen Abend beschloß ich, selbst mal hinauf zu steigen, um zu sehen, wie weit denn die Sache vorgeschritten sei. Als ich die Thür zum Waschboden öffnete, prallte ich entsetzt zurück: ein furchtbarer Dampfbrom quoll mir entgegen. Als ich mich etwas daran gewöhnt hatte, riskierte ich es, einzutreten. Ein durchdringend scharfer Geruch verursachte mir Hustenreiz, die Temperatur war dieselbe wie in den Staatsgefängnissen unter den Bleidächern des venetianischen Dogenpalastes. Die Kinder plätscherten vergnügt in dem Seifenschaum herum, sie sahen aus, wie aus dem Wasser gezogen. In einer halben Stunde seien sie fertig, erklärte die Waschfrau, und als ich die Kinder mit Noth und Mühe soweit gekriegt hatte, daß sie mit heruntergingen, mußte ich sie vollständig umziehen. Während dieser angenehmen Beschäftigung klingelte der Austräger der Abendzeitung, fragte ein Herr, ob hier nicht Fräulein Lehmann wohne, und zuletzt kam das Dienstmädchen der Frau Rath und fragte, ob ich nicht mit der Frau Rath nach dem Opernhaus gehen wolle, sie habe schon Billets besorgt. Ich lehnte schweren Herzens ab und ging daran, das Abendessen zu bereiten.

Nach etwa zwei Stunden kamen die beiden Wäscherinnen vom Boden. Ich bezahlte die Waschfrau, und als sie gegangen war, fragte ich Anna: „Nun, ist denn die Wäsche hübsch weiß geworden?“

„Ja,“ antwortete die, „sie wird wohl . . . Chlor hat die Mültern ja genug genommen!“

„Chlor?“ fragte ich erschrocken.
 „Na gewiß,“ bestätigte Anna, „den hatte die Waschfrau in einer Düte mitgebracht, — ne Hand voll Chlor, sagte sie, schafft mehr wie zehn Pfund grüne Seife. Aber'n heimtückisches Zeug is det, jedes Körnel fristt ordentlich ein Loch . . . dann mit der neten Ringmaschine, — da muß'n Knopf oder so was in' Oberhemd gemessen sein, als das durchgequetscht wurde, plagte die obere Gummivalze quer mitten ennzwei. Ueberhaupt diese Ringmaschine . . . durchs Anschrauben kriegte die Wanne so'n Uebergewicht . . . bei's Drehen nun schoß sie Koloz, und als sie unten ankam, wurde ihr 'ne Daube einjedrückt. Der Drehgriff der Ringmaschine sieht auch ein ganzes Ende schief. Der Waschkessel hat auch 'nen Knay, in'n Boden sind mehrere kleine Löcher. Das käme von's heftige Heizen,“ sagte die Waschfrau. „Sonst aber is alles ganz jut jegangen.“

— — — Acht Tage später schrieb ich dem „Dampfwasch-Mann“, daß er von nächster Woche an die Wäsche bei uns abholen solle, genau so wie früher. Ich hatte gerade genug von unserer ersten „großen Wäsche . . .!“

Jede Hausfrau wird hoffentlich beim Lesen dieses Feuilletons ausrufen: „Nun, eine gute Hausfrau ist die geschilderte jedenfalls nicht!“ Sehr richtig! Es wäre schlimm mit unseren Frauen und unserem Heim bestellt, wenn die Verhältnisse, die in dem Feuilleton so flott und hübsch mitgetheilt werden, die Regel in unserem deutschen Hause bildeten. Die Verfasserin, Fräulein — oder gar, was wir zu ihren Gunsten nicht annehmen wollen: Frau? — Lina Fabian hat unseren verehrten Leserinnen hoffentlich nur einmal vorführen wollen, wie unsere Hausfrauen in der Großstadt nicht sein sollen! Die Redaktion.]

Allerlei.

Santiago de Kuba. Der berühmte englische Schilderer des Seelebens, Kapitän Murray, giebt in seinem Buche: „Tom Cringle's Log“ folgende fesselnde Schilderung der kubanischen Hafenstadt, um welche zur Stunde so heiß gestritten wird: „Am Morgen, bei strengem Brise und leichten Schauern waren wir zwei Meilen von Morro Castle, an der Einfahrt nach Santiago de Kuba. Die Brise blies stark, um mit einem Male eine halbe Meile von Land einzulassen; nur dann und wann strich's wie mit Katzenpfötchen über die Kluth, die glatt, ungekräufelt im Morgenschimmer wie geschmolzenes Silber gegen den Strand rollte, dort in gewaltigen Wasserlinien entlang brauste und in weißen Rauch aufschäumte. Der Hafeneingang ist äußerst schmal; er erschien mir nur wie ein Zick-Zack-Nis, auf dessen Boden polirter, blauer Stahl lag, in dessen tiefer Klarheit die ragenden Felsen, die prachtvollen Bäume am Gestade und das weiße Morro — Castle mit seinen grinsenden Kanonen, eine Batterie über der anderen, und in einem Spizel zu schauen waren. Wir sahen ein, und die Szenerie wurde immer herrlicher. Die frühgrünen Gesteine der rühmreichen Insel lagen vor uns mit ihrem spigenaume weißer Brandung. Die in der Ferne sichtbaren, leicht gewellten Hügel waren mit dem herrlichsten Grün bedeckt, in dem

große Heerden Rinder weideten, oder sie waren dicht bewaldet, und dann und wann lugte das palmbeschattete, weiße Haus eines Bergbewohners aus dem Grün hervor. In der Ferne wurden die Berge höher und immer lichter blau, bis man ihre gezackten Ririte vom Himmel nicht mehr unterschied. Wir hatten rechts, einen Pistolenschuß weit, das Castell Morro, wo der Kanal nur 50 Ellen breit ist. Hier liegt eine gewaltige Kette, die zu beiden Seiten im Felsen verankert ist. Sie liegt am Boden, kann aber bis zur Oberfläche ange-spannt werden und ist dann ein wirksames Hinderniß. . . . Der Kanal wurde noch enger. Die Felsen ragten an 500 Fuß hoch empor, scharf gefaltet, hart geschnitten, als wären sie erst gestern auseinandergerissen worden. Schöne Bäume wuchsen in den Schluchten und in den Rissen, belebt von Vögeln und allerhand Gebirg. Und unten gab die kristallklare Fluth die ganze Natur so eigen wieder, daß man an den Rändern des Gemäldes nicht wußte, wo die Natur aufhörte und die Spiegelung begann. Jetzt öffnete sich der Hafen nach rechts zu einem weiten Becken mit grünen Borden, von denen hochstrebende Bäume sich emporheben, und man sah die Stadt Santiago mit ihren im goldigen Lichte schimmernden Thürmen. Und auf den Schiffen im Hafen sahen die Segel aus, wie goldene Blätter, und die Masten und die Stricke wie goldene Drähte. Und die maurisch aussehenden Thürme der Kirchen ragten schimmernd empor, und oben auf der Höhe, wo die Kathedrale erbaut ist, glänzen die breiten Pfeiler der Kirche dunkelviolettlem Amethyst . . .“

Wie ein amerikanischer „Gassenfuß“ bestraft wird. Verschiedene Yankee-Regimenter verjagen auf allerlei merkwürdige Weise ihre Reuten die Furcht vor den Gefahren des Krieges auszutreiben. Eine höchst eigenartige Methode, den Soldaten das Heimfahren zu „Müthern“ gründlich zu verleiden, hat ein Regiment in Ohio seit Kurzem eingeführt. Die Freiglinge werden von ihren beherzteren Kameraden vorgenommen und ihr losengeschmücktes Haupt ohne Gnade und Barmherzigkeit mit einer Barbiersehere derart bearbeitet, daß sie kaum noch von ihren nächsten Anachzigen wiedererkannt werden dürften. Das scharfe Instrument richtet in dem dichtem Haarischmuck der Mutterlöbchen die ärgsten Verwüthungen an. Allerdings seltsame Figuren werden hineingeschnitten; meistens aber zieht sich ein zwei Finger breiter Scheitel über den ganzen Kopf, von Stirn bis Nacken und von einem Ohr bis zum andern reichend. Dann zieht man den zaghaften jungen Reuten blaue Ueberhofen und ein spanisches Hemd an, das die präherischen Farben „roth und gelb“ weitum leuchten läßt und schickt die so Geschmückten heim.

Blutrache. Man schreibt uns aus Cetinje: Im Wohnzimmer des hiesigen Stadthauses wurde der Genarm Marco Dubovicanin von seinem Kameraden Labud Jovicic erschossen; der Mörder stellte sich freiwillig dem Gerichte. Die Theilnahme der Bevölkerung zeigte sich beim Leichenbegängniß um so spontaner, als der Unglückliche nicht Auge in Auge, sondern meuchlings im Schlafe seinem Gegner zum Opfer gefallen ist. Der Grund zu diesem Mordact ist folgender: Zwei Brüder des Dubovicanin mißhandelten, ver-muthlich im Weisem des Getödeten, den Labud Jovicic und wurden deshalb eingesperrt. Durch Ermordung des sozial höher gestellten Kameraden glaubte der Unglückliche wohl seinen Rachebuth besser stillen zu können, als wenn er die Freilassung seiner beiden Gegner erwartete. Um nun weitere Mordthaten seitens der Gebrüder Dubovicanin an den Verwandten des Eingekerkerten zu verhüten, ist das Haus des Senators und Mitgliedes des höchsten Gerichtshofes Vera Jovicic und seines Sohnes, eines Oberlieutenants, unter polizeiliche Bewachung gestellt. Schauerlich hallte das Klagegeschrei der Weiber von dem Hause des Ermordeten durch das Thal; die frühere Unflithe, das Haar auszuraufen und das Gesicht zu zerkratzen, hat aufgehört. Ueberhaupt ist die Blutrache in Montenegro so fut wie gang geschwunden, der verlorbene Fürst Danilo, wie Fürst Nikita haben mit unarmherziger Hand diesem barbarischen Gebrauch, dem in dem benachbarten Albanien unter der türkschen Mißwirtschaft jährlich noch so viele Menschenleben zum Opfer fallen, ein Ende gemacht. Bosnien und Montenegro sind jetzt die beiden einzigen Balkanländer, in welchem sich der Fremde selbst im wildesten Hochgebirge sorglos zur Ruhe legen darf.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— **Heinrich von Sydels Geschichte der Revolutionszeit 1789—1800.** Wohlfeile Ausgabe. Erscheint vollständig in 60 Lieferungen zu 40 Bg., alle 14 Tage eine Lieferung. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Die soeben ausgegebenen Lieferungen 21—25 führen so recht in die Mitte der von Sydel mit unvergleichlicher Meisterschaft geschilderten Epoche hinein. Die Herrschaft des Schreckens wird organisiert, es fallen die Häupter der Königin und der Girondinen. Robespierre auf der Höhe seiner Macht; die Hebertisten und Dantonisten sterben unter dem Weil. Carnot organisiert das republikanische heer, das seine Siege erringt. — In der 25. Lieferung streift dann die Erzählung noch bis nahe an das Ende des Schreckensregiments heran.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gedenleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto T h i e l e, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87